



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleinere Mitteilungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hundreds, errungen, und daß diese Stadt zuerst als Kriegshafen aus dem Nichts der Newasümpfe hervorgerufen worden ist. Wir fühlen, daß wir uns hier sozusagen im historischen Herzen Petersburgs befinden, und wir empfinden dies noch mehr, wenn wir hinaufsteigen auf den künstlichen Hügel, der sich an der Westseite der Admiralität mitten zwischen den Baumgruppen und Blumenparterres des Gartens erhebt und zu dem nur fern verhallend der Lärm der Großstadt heraufdringt. Rechts ragen die Admiralität, das Zentrum des alten Straßennetzes der Stadt, links die säulengeschmückten Fronten des Senats und des Synods, der Gebäude der höchsten weltlichen und geistlichen Behörde, die, wie zum Symbol der engsten Verbindung beider Gewalten im heiligen Rußland, durch einen wappengekrönten Triumphbogen miteinander zusammenhängen und so thatsächlich nur zwei Hälften eines einzigen Baues darstellen; hinter uns steigt über grünem Baumwerk die goldstrahlende Isaakskuppel in den tiefblauen Himmel auf, und vor uns im Norden flutet breit und mächtig die schiffwimmelnde Newa, und über den Strom spannt sich in flachen Eisenbogen auf sieben Granitpfeilern die prachtvolle Nikolaibrücke (1851 vollendet). Gegenüber aber auf Wassily Ostrow ragen die Akademie der Künste und die endlosen roten Fronten der Paul-Militärschule, des historisch-philologischen Instituts, der Akademie der Wissenschaften u. s. f. Im Mittelpunkte dieser stolzen, lebensvollen Umgebung hält, sein kühn bäumendes Roß energisch zügelnd, das mit seinen Hinterhufen eine Schlange zertritt, Peter der Große in altslawischer Tracht auf einem schräg nach hinten abfallenden Felsen aus unbehauenen, grauem finnischen Granit und streckt die Rechte gebietend aus über Stadt und Strom, als wolle er beide immer noch halten mit seiner eisernen Hand. Eine der großartigsten und kühnsten Reiterstatuen der Welt und zugleich eine wunderbare, halb unbewußte Symbolik! Auf dem felsartigen, aber auch rohen Untergrunde des russischen Volkstums baut sich eine europäische Staatsordnung auf, die jenes ebensowenig völlig zu bewältigen vermag, wie sie ihm entbehrlich ist. Schlicht und stolz steht auf dem Granit in russischer und lateinischer Sprache die Inschrift: „Peter dem Ersten Katharina die Zweite 1782.“

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

Luther auf der Bühne. Unter der Flut von Festschriften, mit der das Lutherjubiläum 1883 das deutsche Volk überschüttet hat, findet sich auch eine ganze Anzahl solcher, die sich bemühen, das Leben Luthers dramatisch zu bearbeiten und die Heldengestalt des großen Reformators von der Bühne herab dem Volke vor Augen zu führen. Von den mannichfachen derartigen Versuchen haben aber nur

zwei einen durchschlagenden und dauernden Erfolg gehabt, beide wohl nur deshalb, weil es ihnen gelungen ist, Luther als das darzustellen, was er gewesen ist, ein Mann aus dem Volke und für das Volk, wie selten ein anderer, weil es ihnen gelungen ist, sein Leben zum Volksstück zu gestalten. Das eine ist das Lutherfestspiel von Otto Devrient, das nun schon mehrere Jahre hinter einander in Jena in einer Reihe von Aufführungen durch Bürger und Studenten zur Darstellung gekommen ist und sich immer aufs neue als ein Magnet erwiesen hat, der tausende zu begeistertem Schauen herbeizog. Das andre ist das Lutherfestspiel von Hans Herrig, das im Lutherjubiläum zu Worms, später zu Torgau, Erfurt, Berlin und Wittenberg unter der Leitung von Alexander Hefler zur Aufführung gelangt ist und auch in diesem Jahre in der Zeit vom 7. bis zum 17. Mai in Halle durch Bürger und Studenten in Szene gesetzt werden soll. Ebenso wie das Festspiel Devrients hat auch das von Herrig immer wieder aufs neue seine Gewalt über die Gemüter bewährt.

Dennoch giebt es gewiß Leute, denen derartige religiöse Darstellungen, das Oberammergauer Passionsspiel mit eingerechnet, sehr unsympathisch sind, und die solche Darstellungen auf der Bühne für unwürdig halten. Ob mit Recht oder mit Unrecht, möge hier unerörtert bleiben. Jedenfalls hat es einmal eine Zeit gegeben, wo auch die große Masse anders dachte als heute, wie nachstehendes Beispiel beweisen mag.

Im Jahre 1817 wurde zum Reformationsjubiläum am 31. Oktober im Berliner Opernhause die „Weihe der Kraft“ von Zacharias Werner aufgeführt, ein Stück, in welchem neben einigen nüchternen, historisch gehaltenen Szenen aus unserm großen Reformator „ein zerflossener Tragenschatten gemacht wurde,“ wie sich damals Jean Paul ausdrückte, und über welches Goethe 1806 an Zelter schrieb: „Es ist kein Schauspiel mehr, es ist die Parodie einer ernsthaften heiligen Kirchenangelegenheit, die sich begreiflich machen will, indem sie sich profaniert.“ Die Wahl dieses Stückes erschien dem damaligen Berliner Publikum sehr unpassend, zumal da Werner inzwischen katholisch geworden war und sein lyrisch-allegorisches Gedicht „Die Weihe der Unkraft“ geschrieben hatte. Besonders aufgebracht über die Darstellung dieses Stückes war die Berliner Studentenschaft, die zwar im allgemeinen in der für das deutsche Universitätsleben bekanntlich so verhängnisvoll gewordenen Periode der Jahre 1817 und 1818 eine größere Zurückhaltung bewahrte, wenngleich der Geist, der an andern Universitäten, namentlich in Jena und Gießen, die akademische Jugend beherrschte, auch an ihr nicht ganz spurlos vorübergegangen war. An dem Abend der Aufführung nahm eine größere Anzahl von Studenten, unter denen sich auch der spätere Buchhändler Friedr. Joh. Frommann in Jena befand, von dem uns diese Geschichte überliefert ist, die Plätze im Parterre ein, und als Luther in der zweiten Szene auftrat, stellte sich einer auf die Bank und rief: „Der Reformator von der Bühne!“ worauf alle andern pochten und der Vorhang fallen mußte. Das Ende war, daß die Ruheförer durch die Theaterpolizei entfernt wurden, wobei sie übrigens durchaus keinen Widerstand leisteten.

Das Leipziger Siegesdenkmal kann noch immer nicht zu stande kommen — zu stande im eigentlichen Sinne des Wortes, denn Rat und Stadtverordnete können sich nicht darüber einigen, wohin das Denkmal zu stehen kommen soll. Zwei Plätze der Stadt sind es, die ernstlich in Frage kommen können — alle andern Vorschläge, die aufgetaucht sind, haben nur statistischen Wert —: der Marktplatz und der Augustusplatz. Dreimal hat der Rat die Stadtverordneten um ihre Zustimmung

ersucht, das Denkmal auf den Marktplatz zu setzen, dreimal haben die Stadtverordneten mit großer Mehrheit ihre Zustimmung versagt und auf dem Augustusplatze bestanden: 1880, 1883 und zum drittenmale vor wenigen Tagen, in der Sitzung vom 4. Mai d. J., wo die Ratsvorlage abermals mit 42 gegen 15 Stimmen abgelehnt wurde.

Als Hauptgrund für den Markt wird geltend gemacht, daß nur zu ihm die Maßverhältnisse des Denkmals passen würden. Auf dem großen Augustusplatze, vor dem Theater, würde das Denkmal verschwindend klein erscheinen, auch unter dem Gegenstze zu dem vorm Jahre enthüllten großartigen Brunnen vor dem Museum zu leiden haben. Sachverständige behaupten, die vier etwas mehr als lebensgroßen Reiterstandbilder an den Ecken des Unterbaues würden sich auf dem Augustusplatze wie Pfefferkuchenmännchen, ja wie Bleisoldaten ausnehmen. Der Anfertiger des Denkmals selbst, Siemering, ist aufs entschiedenste für den Marktplatz. Von der Bürgerschaft — d. h. von dem Teile der Bürgerschaft, der sich überhaupt eine selbständige Meinung in der Sache gebildet hat und nicht bloß horcht, was andre dazu sagen — sind sicherlich sieben Achtel für den Augustusplatz. Die Meinung der Bürgerschaft — darüber ist gar kein Zweifel — kommt im Stadtverordnetenkollegium ganz richtig zum Ausdruck.

Merkwürdigerweise ist in dem ganzen Kampfe ein Gesichtspunkt so gut wie garnicht, oder höchstens gelegentlich einmal in verkehrter Weise, benutzt worden, ein Gesichtspunkt, der in der Bürgerschaft — wenn auch halb unbewußt — sicherlich für die Auffassung der Sache mit entscheidend ist: das Alter und der hervorragend geschichtliche Charakter des Marktes und die Jugend und der durchaus moderne Charakter des Augustusplatzes. Man hat wohl gelegentlich angedeutet, wie gut das Denkmal gerade auf einen Platz passen würde, der so „reich an geschichtlichen Erinnerungen“ sei. Aber gerade das Gegenteil ist der Fall. Der Leipziger Marktplatz gehört zu den ältesten Teilen der Stadt. Er hat im fünfzehnten Jahrhundert bereits die heutige Gestalt und Größe gehabt. Die Häuser, die ihn umgeben, stammen, mit ganz wenigen Ausnahmen, aus dem Anfange des vorigen, aus dem siebzehnten und aus dem sechzehnten Jahrhundert. Das Rathaus, das fast die ganze Ostseite begrenzt, ist 1556 erbaut. Und wie der Markt als solcher eine Schöpfung der Vergangenheit ist, an der die Gegenwart keinen Anteil hat, so gehören auch seine geschichtlichen Erinnerungen einer Gott sei Dank hinter uns liegenden, überwundenen Zeit an. Wovon hat denn dieser Markt zu erzählen? Von kirchlichem Fanatismus, von landesherrlichem Absolutismus, von städtischem Willkürregiment und städtischer Mißwirtschaft, von eingedrungenen Belagerern, von feindlicher Einquartierung, von feindlichen Kontributionen zc. Auf diesem Marktplatze, dem Mittelpunkte des alten Leipzigs, können wir uns unsern Kaiser, unsern König, Bismarck, Moltke wohl für eine Viertelstunde leibhaftig denken, wenn die altersgrauen Häuser mit frischen Blumengewinden geschmückt sind, Fahnen von den Siebeln wehen und eine jauchzende Volksmenge sich auf den Straßen drängt — aber in Erz und Stein für Jahrhunderte hier aufgestellt, als ein Denkmal großer Siege, von denen die Vorfahren sich nichts träumen ließen, als ein Sinnbild der Größe, Sicherheit und Freiheit des neu erstandnen Reiches? Nimmermehr. Ein solches Denkmal gehört auf den Augustusplatz. Der Augustusplatz ist eine ganz moderne Schöpfung. Die vier Hauptgebäude, die ihn umgeben und sein Bild im wesentlichen bestimmen, sind in den letzten fünf Jahrzehnten entstanden: die Universität ist 1836 eröffnet, die Post 1838, das Museum 1859, das Theater 1868, der große Erweiterungsbau des Museums 1886. Er ist der Mittelpunkt und

der Stolz des neuen Leipzigs, und auf diesen Platz allein gehört auch das Denkmal der großen politischen Errungenschaften unsrer Zeit.

Man wird vielleicht einwenden, das sei eine verstandesmäßige Erwägung, zu der eine gewisse Summe stadtgeschichtlicher Kenntnisse gehöre. Das mag es zum Teil sein. Aber zum guten Teil ist es auch unmittelbares Gefühl, das auch dem schlechtesten Manne aus dem Volke mit unwiderstehlicher Gewalt sich aufdrängt; wenn der Leipziger sagt: Das schönste Denkmal auf den schönsten Platz! so spielt unbedingt, mehr oder weniger deutlich, auch der Wunsch hinein: Das Denkmal einer neuen Zeit, das Denkmal der Gegenwart auch auf den Platz der Gegenwart!

Wir meinen also, daß der Zwiespalt zwischen Rat und Stadtverordneten in dieser Frage, mit andern Worten der Zwiespalt zwischen dem Künstler und dem größten Teile der Leipziger Bürgerschaft am besten dadurch könne beseitigt werden, daß der Künstler dem berechtigten Lieblingswunsche der Bürgerschaft entgegenzukommen sucht und auf Mittel und Wege sinnt, sein Denkmal auf dem Augustus-Platze wirksam zu machen. Bedeutende Sachverständige haben zugestanden, daß dies möglich sei, daß insbesondre das Denkmal sich durch einen Unterbau noch mehr emporheben lasse — sollen doch ohnehin die Reiterstandbilder jetzt so niedrig stehen, daß die Pferdehufe den Kopf eines davorstehenden Mannes berühren würden. Es wäre sehr bedauerlich, wenn die Leipziger Denkmalsfrage durch die abermalige Ablehnung der Stadtverordneten wieder auf unbestimmte Zeit ins Stocken geriete. Denn — und das wolle der Künstler wohl bedenken! — es ist nicht gut, wenn zwischen der ersten Konzeption und der Vollendung eines Kunstwerkes eine gar zu lange Zeit verstreicht; das Kunstwerk gerät in die Gefahr, zu veralten, noch ehe es fertig ist. Diese Gefahr droht dem Siemering'schen Denkmale ganz entschieden. Die Hauptfigur desselben bildet bekanntlich eine Germania — zwar eine, die von der landläufigen Schablone bedeutend abweicht, keine hellenische, sondern wirklich eine germanische Germania, aber doch immer eine symbolische Gestalt. Nun haben aber unsre Kunstansichten seit 1871 so bedeutende Wandlungen nach dem Realismus hin durchgemacht, daß, wenn heute noch einmal ein Wettbewerb um ein Leipziger Siegesdenkmal ausgeschrieben würde, der Gedanke, das Ganze durch eine Germania zu krönen, wohl für vollständig ausgeschlossen gelten dürfte. Für manche war er es schon 1871. Man wird sich symbolische Gestalten noch eine Zeit lang als Beiwerk gefallen lassen, aber lange auch nicht mehr. Darum zum Ende, zum Ende — sobald als irgend möglich! Das ist unser wohlgemeinter Rat.

Literatur.

Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag in geschichtlicher Darstellung. Von Dr. Ant. Wenger, Professor an der Wiener Universität. Stuttgart, F. G. Cotta, 1886.

Der Verfasser dieses Buches geht von dem richtigen Gesichtspunkte aus, daß die praktische Brauchbarkeit der sozialistischen Lehren sich am besten an dem Maßstabe der Uebertragung auf nüttere Rechtsbegriffe prüfen lasse. Dieser Satz gilt im wesentlichen von allen theoretischen Vorschlägen, und wenn alle diejenigen, welche teils in agitatorischer, teils in selbsttäuschender Weise als Volksbeglucker auftreten, genötigt werden sollten, ihre Lehren in die Formel einer bindenden, sich in die bestehende Gesetzgebung einfügenden Vorschrift zu bringen, so würden sie bald kleinlaut werden. Man hört freilich häufig sagen, „die Formulierung wird sich leicht finden“ oder „die Formulierung ist Sache der Juristen“ — aber hinter solchen